

# Kolumbus und kein Ende?

## Kritische Anmerkungen zu einem heiklen Thema

Von Rafael de la Vega

**Das 500. Jahr der Entdeckung und Inbesitznahme des amerikanischen Kontinents durch die Europäer befindet sich jetzt sozusagen auf seinem Zenit; die erdrückende Flut von Artikeln, Büchern, Kommentaren, mediengerechten Sendungen, Feierlichkeiten, Kongressen und politischen Spektakeln über dieses Ereignis scheint aber bei weitem noch nicht erschöpft. Wen kann das wundern? Dieses Ereignis markierte doch nicht nur den Anfang der weltumspannenden Machtposition Europas, es war auch die erste praktische Verwirklichung der „kopernikanischen Wende“, die Bestätigung der historischen Potenz der drei Grundideen, die das „europäische“ Wesen von allen anderen Zivilisationsmodellen – sei es zum Guten, sei es zum Bösen – radikal unterscheiden: der hebräisch-christliche Monotheismus, die griechische Philosophie und das römische Recht.**

Mit der Verbindung des abstrakten Gedankens eines einzigen, rein geistig-intellektuellen Prinzips des ganzen Kosmos, einer Betrachtung der Welt als Feld des Machbaren, des technisch Beherrschbaren, dessen restlose Unterjochung – theoretisch wie materiell – und Vermenschlichung auch ein Gebot der göttlichen Vernunft war, und der juristisch-politischen Formalisierung und ethischen Begründung des Normengerüsts für diese Beherrschung und „Humanisierung“, war nicht nur der Anfang für eine wahrhaft globale Zivilisation gesetzt. Dadurch begann auch eine möglicherweise unvermeidliche, ja notwendige Entwicklung der menschlichen Kultur. Daß dies nicht das Geringste mit deren Verherrlichung, ja nicht einmal mit deren Rechtfertigung zu tun hat, soll hier ausdrücklich betont werden.

Der Grundtenor der unzähligen Beiträge zum „Kolumbus-Jahr“ scheint sich aber auf einer Ebene zu bewegen, die ganz andere Koordinaten besitzt. Im Zuge des – edlen und richtigen – antikolonialistischen und antiimperialistischen Denkens, der neu-romantischen Sehnsucht nach einem „verlorenen Paradies“, das es niemals gegeben hat, und (in bestimmten Ländern und bei Menschen eines konkreten Kultur- und Weltanschauungskreises) einer zwanghaften Fixierung auf stereotype Feindbilder, polarisiert sich das große Lamento über das Ereignis des Jahres 1492 und dessen Folgen auf ein unreflektiertes „J'accuse“, das sich selbst durch seine Vorurteile, seine Ignoranz und seine Arroganz disqualifiziert. Die Tatsache, daß in diesem Jahr der „Entdeckung“ Amerikas und seiner Kolonisierung vorwiegend durch Spanien gedacht wird, ist offensichtlich ein willkommener Anlaß, um tiefstehenden, irrationalen Gefühlen Luft zu machen. Das ist besonders auffallend in der deutschen

Publizistik, das heißt, gerade in dem einzigen der großen westeuropäischen Länder, das wohl zu spät zum kolonialistisch-imperialistischen Festschmaus kam. Die fast völlige Ausrottung der Herero in Namibia (von 80.000 Menschen überlebten nur etwa 12.000, und das im Jahre 1904, nicht im 16. Jahrhundert!) oder die gezielte, von dem berühmten nord-amerikanischen Helden General George Armstrong Custer befohlene und (unter anderen) von dem nicht minder heldenhaften Obristen William F. Cody durchgeführte Auslöschung

der Präriebisons als Taktik, um die Indianerstämme auszuhungern, sind nur zwei Beispiele unter Tausenden. Sie alle wurden verschwiegen, umgedeutet, von der Hollywoodschen Lügenindustrie sublimiert, und das bis in die siebziger Jahren unseres Jahrhunderts hinein.

Die sicher mehr als dubiosen Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag der „Entdeckung“ und Eroberung Amerikas sind für viele Europäer ein willkommener Anlaß, ihre Scheuklappen zu rechtzurücken und die alteingesessenen Feindbilder selbstgerecht zu bestätigen. Wer denkt dabei an die kolonialen Hekatomben in Afrika, in Asien, in Ozeanien? Wann wird man den 500. Jahrestag von Khartum, des Sepoy-Aufstands, des englischen Opiumkriegs gegen China, der brutalen Öffnung der japanischen Märkte für „westliche“ Waren (Ach ja! Die süße, arme Madame Butterfly!), der Gründung der „Légion Etrangère“, der Zivilisierung Südafrikas durch die gemütlichen Buren, der von Algerien, Indonesien, Vietnam begehren? Nun: gerade die Möglichkeit – möge sie als legitim



Die „Santa Maria“, ein originalgetreuer Nachbau der Karavelle, mit der Kolumbus nach Amerika fuhr, segelt im „Kolumbus-Jahr“ durch den Hafen von New York

Foto: AP

oder als zynisch betrachtet werden – der „Entdeckung“, Eroberung und Kolonisierung von Teilen Nordamerikas wie von Mittel- und Südamerika zu gedenken, ist ein klarer Beweis der Eigentümlichkeit dieser alten Kolonien. In ihnen wurden viele Millionen Menschen auf vielerlei Arten und Wege vernichtet, ihr Blut lebt aber heute – glücklicherweise – in noch größerer Zahl weiter, und zwar in Form von Vermischung mit europäischem Blut, ebenso wie viele substantielle Elemente ihrer alten Kultur. Nur verträumte, sentimentale Irrationalisten können heute den Verlust der alten Götter, der alten religiösen, animistischen und magischen Riten der Indio-Völker betrauern. Wer das tut, stellt sich auf dieselbe Ebene mit zivilisationsmüden Europäern, die des Sonnenaufgangs in Stonehenge harren oder irgendwelche dumpfen, tumben „germanischen“ Riten unter einem alten Felsen oder einer Eiche nachhaffen.

Die Zivilisationen des präkolumbianischen Amerika waren beileibe keine Paradiese, mögen sie heute von einigen zivilisationsgeschädigten Träumern auch so gesehen werden. Kastenherrschaft, brutale Ausbeutung, blutige Eroberungskriege, Sklaverei, Menschenopfer, ja sogar Kannibalismus als Folge der durch politische Irrtümer heraufbeschworenen Hungerkatastrophen gerade in den großen früh-amerikanischen Imperien, bildeten den Alltag dieser vermeintlichen Modell-Welten.

Das alles hat natürlich nicht das Geringste mit den altbekannten, in der Aufklärung besonders verbreiteten Gedanken von der Minderwertigkeit der nicht-weißen Rassen, allen voran der schwarzen und der indoamerikanischen, zu tun. Hinlänglich bekannt sind Kants Behauptung, die weiße sei „die vollkommenste Race“ und Hegels Ausführungen in der „Rechtsphilosophie“ (§ 330 bis § 360, insbesondere § 347) zu diesem Thema.

Von fundamentaler Bedeutung bezüglich dieses Problems ist das Buch von Antonello Gerbi „*La disputa del Nuovo Mondo*“, in dem alle Ansichten, Gedanken und kritischen Betrachtungen über Amerika und seine Ureinwohner minutiös dargestellt werden. Nicht aber dieser Disput sollte heute vor dem Hintergrund des 500. Jahrestages der „Entdeckung“ Amerikas weitergesponnen werden. Er ist nicht nur müßig, sondern auch ruchlos und besitzt nur eine – wenn auch große – historische Bedeutung.

Wichtig wäre dagegen, sich die ehrliche, nicht rein rhetorische Frage zu stellen: Warum konnte Europa Amerika „entdecken“ und nicht umgekehrt; ja, warum mußte es so sein und nicht anders? In dem kürzlich erschienenen Buch „*Ursprünge der europäischen Welt-eroberung*“ des Marburger Soziologen Dieter Boris sind viele wichtige Gedanken über dieses Problem zu lesen. Der europäische Kolonialismus war im Grunde eine weitere Stufe

der expansiven Bestrebungen aller früheren Großkulturen und eine Folge sowohl des Wissensdrangs der Renaissance als auch der Suche nach neuen Reichtumsquellen und nach neuen Märkten, die typisch für die frühkapitalistische Epoche war. Die europäische Kultur war von jeher – als Erbin Griechenlands und Roms – eine dynamische, die den Geschichtsverlauf als einen beschleunigten Entwicklungsprozeß versteht, in dem jeder Stillstand schon einen Rückschritt bedeutet. Ganz anders waren aber die amerikanischen Hochkulturen; und es ist müßig, hier auf die Unterschiede näher einzugehen.

Ein Aspekt verdient trotzdem eine nüchterne, vorurteilsfreie Analyse: Wenn die Europäer nicht nach Amerika gefahren wären, wenn die amerikanischen Völker keinen Kontakt mit ihnen gehabt hätten, dann wäre sicher ihr sozialer und kultureller Stand, ihre wirtschaftliche und technische Lage im wesentlichen unverändert geblieben. Möge dieser Gedanke angesichts der heutigen Krisen und Probleme des technologischen Konsumkapitalismus wehmütig-sehnsuchtsvoll stimmen: Er ist deswegen nicht minder realitätsfern und obendrein reaktionär. Soll man aber damit alle Brutalitäten und Grausamkeiten der „Conquista“ (die um keinen Deut brutaler und grausamer waren als alle anderen der Geschichte) etwa rechtfertigen? Natürlich nicht! Es ist jedoch ein Gebot der Vernunft, sie unter den allgemeinen Bedingungen der für alle ähnlichen Unternehmen geltenden Spielregeln und Normen zu be- bzw. zu verurteilen. Hatten die Europäer – und hier insbesondere: die Spanier – ein Recht darauf, die Völker Amerikas zu unterjochen? Die einzige rationale Antwort darauf kann nur sein: genau dasselbe Recht wie die Kelten, als sie Europa überrannten, wie die Mongolen, als sie China und Indien eroberten, wie die Römer, als sie Westeuropa verschlangen, wie die Araber, als sie ihren Gott, ihre Kultur und ihre Sprache Hunderten von Völkern zwischen Portugal und Indien, der Sahara und Turkmenistan aufzwangen.

Ist solch eine Frage überhaupt sinnvoll? Sie ist es nicht nur, sie wird im Laufe der Geschichte sogar immer sinnvoller. Das heißt: Die Eroberung und Unterjochung eines anderen Volkes wird – insbesondere seit der Aufklärung und der Konsolidierung des modernen internationalen Rechts – zu einem immer abscheulichen Verbrechen. Auch deswegen – und darauf hat vor kurzem, in klugen und besonnenen Worten, Michael Charlier hingewiesen – ist ein Vergleich zwischen Kolumbus und Hitler, wie er vor einigen Wochen angestellt wurde, eine unlautere Manipulation der Geschichte. Jedes Ereignis, deswegen auch jedes Verbrechen, muß in seinem jeweiligen konkreten historischen Kontext gewichtet und beurteilt werden. Die Würde des Menschen war leider nicht immer unantastbar, nicht einmal, nachdem sie hochhoffiziell in der „Déclaration des

droits de l'homme et du citoyen“ proklamiert wurde. Wenn aber der Prozeß der Zivilisation einen inhaltlichen Sinn haben sollte – und daran kann man heute mit guten Gründen zweifeln –, dann wäre dieser eben die asymptotische Annäherung des Menschen an das selbstgesetzte Idealbild. Deswegen kann man die Greuel der Kolonialkriege im 19. Jahrhundert für ruchloser als die des Dreißigjährigen Krieges, die Massaker an den nordamerikanischen Prärie-Indianern im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts für noch unentschuldbarer als die der Conquistadoren halten.

Kann man Respekt vor den fremden Sitten und Kulturen lange Zeit vor der Ausformulierung einer wissenschaftlichen Kulturanthropologie, einer Ethnologie, einer modernen Psychologie verlangen? Die letzte Hexe wurde in Preußen verbrannt, als die Aufklärung in die bürgerliche Romantik übergang.

Die Nationen Amerikas brauchen heute nicht etwa den „Blick zurück im Zorn“, sondern was sie mehr denn je brauchen, ist der Blick nach vorn auf eine mögliche und notwendige Zukunft. „Was Bolivar machen wollte, ist noch ungetan“, sagte Ende des vorigen Jahrhunderts José Martí, der Unabhängigkeitsheld Kubas. Die ehemaligen Kolonien sind unabhängige Nationen seit fast zweihundert Jahren. Sie sollten sich selbst fragen, ob die Zukunft möglich ist, und auch, wer heute diese Zukunft verhindern will. Die realen Feinde sind nicht mehr die Conquistadoren; es gibt heute viel konkretere und mächtigere, und gegen diese sollten sie kämpfen.

## Zum Autor:

**Dr. phil. Rafael de la Vega, geb. 1930 in Madrid. Studium der Rechtswissenschaft und der Romanistik an der Universität Madrid.**



Mitarbeit am „*Instituto de Cultura Hispánica*“ (1948 bis 1956). *Literarische und journalistische Veröffentlichungen. Jurist im Dienste der Spanischen Luftwaffe und des Madrider Stadtparlaments. 1962/63 Stipendiat des Goethe-Instituts Madrid in Freiburg. 1963 Lektor für Spanisch an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Studium der Philosophie, Germanistik und Soziologie. 1973 Promotion im Fach Philosophie. 1978 Ernennung zum Studienrat im Hochschuldienst. Zahlreiche Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen. Übersetzungen literarischer, philosophischer und literaturwissenschaftlicher Werke ins Spanische.*